



## Den Schuh zieh' ich mir nicht an

Ich gehöre in der Klasse zu den Ärmsten, aber es macht mir nichts aus. Na gut: fast nichts

Text: Athena Rolland\* (16)

**D**en Unterschied zwischen meinen Mitschülern und mir sieht man erst auf den zweiten Blick. Im Gegensatz zu mir haben sie ein iPhone oder benutzen im Unterricht ihr iPad. Bei uns an der Schule rennen schon 14-Jährige mit Gucci-Taschen herum. Viele fahren mit ihrem Roller oder sogar einem eigenen Auto zur Schule. Ich selbst bin anderthalb Stunden mit dem Zug unterwegs. Meine Mutter, meine Schwester und ich wohnen in einem Vorort von Frankfurt, weil dort die Mieten billiger sind.

Meine Schule liegt in einer wohlhabenden Gegend, dem Westend in Frankfurt. Dort mache ich nächstes Jahr mein Abitur. Mein Glück ist, dass ich nicht die Einzige bin, deren Familie wenig Geld hat. Es gehen auch Kinder aus dem weniger betuchten Gallus-Viertel auf mein Gymnasium. Deshalb sind die Unterschiede zwischen Arm und Reich nicht so besonders. An der vorherigen Schule in meinem Dorf war das anders. Da habe ich mir immer Sprüche über „Hartz-IV-Schmarotzer“ anhören müssen.

Armut bedeutet für mich, dass wir uns über alle Anschaffungen Gedanken machen müssen. Und nie Geld da ist, wenn es für mich drauf ankommt: für

Austauschfahrten, Studienreisen oder bestimmte Ausflüge zum Beispiel. Meine Mitschüler können Angebote in Japan, Rom oder den USA annehmen. Ich habe Freunde, die bereits viermal in Marokko waren. Das wird mir nicht passieren. Ich kann nur an obligatorischen Klassenfahrten teilnehmen, weil die vom Amt übernommen werden. Ich muss dann jedes Mal einen sogenannten Beihilfeantrag ausfüllen und ihn vom Lehrer unterschreiben lassen. Das ist unangenehm, weil es die anderen oft mitkriegern.

Manchmal vergleiche ich mich schon mit meinen Freunden, die mehr Geld haben, und bin dann traurig, weil mir so viel entgeht – eigene Bücher, Theaterbesuche, Filme auf DVD. Aber meiner Mutter kann ich keinen Vorwurf machen. Sie ist mit Ende Zwanzig als politischer Flüchtling aus dem Iran nach Deutschland gekommen. Weil ihre Zeugnisse hier nicht anerkannt wurden, hat sie ihr Abitur noch einmal gemacht und Soziologie studiert. Meine Eltern haben sich während des Studiums kennengelernt und wieder getrennt, als ich drei Jahre alt war. Mein Vater zog in die USA, und von da an

### *Später möchte ich gern anderen Menschen helfen*

war meine Mutter alleinerziehend. Bei ihrer Arbeit mit Flüchtlingsfrauen hat sie wenig Geld verdient, deshalb wurden ihre Einkünfte mit Sozialhilfe aufgestockt. Vor zwei Jahren hat sie eine Ausbildung zur Erzieherin begonnen und arbeitet nun in Teilzeit an einer Schule.

Ich finde: Sie hat ein ökonomisches Gespür und kennt die Stellen, wo wir Unterstützung bekommen. Die Kosten für unsere Monatstickets übernimmt zum Beispiel eine Stiftung, die sich für alleinerziehende Mütter einsetzt. Insgesamt hat sie so um die 1.100 Euro im Monat für uns drei. Taschengeld ist für uns nicht drin.

Ich möchte mir jetzt gerne einen Nebenjob suchen. Am liebsten einen, der etwas mit Sprachen zu tun hat, denn ich spreche Persisch, Französisch, Englisch, Japanisch, Spanisch und ein bisschen Chinesisch. Sprachen fallen mir leicht. Mein Zukunftswunsch: Nach dem Abitur will ich Medizin studieren und später bei „Ärzte ohne Grenzen“ im Ausland arbeiten. Ich möchte anderen Menschen helfen und Dinge tun, die mich glücklich machen. ←

*Dokumentiert von Hadija Haruna*

**\* Die Erzählerin hat ihren Namen selbst gewählt. Athena steht für Weisheit und Rolland für den Namen ihres Lieblingsautors Romain Rolland.**

Anteil der **Studierenden**, die Bafög bekommen:

**29 Prozent**

Anteil der **Studierenden**, die von ihren Eltern unterstützt werden:

**87 Prozent**

Durchschnittliche Summe, die Studierende monatlich von ihren **Eltern** bekommen:

**445 Euro**

Anteil der Studierenden, die **weniger als 600 Euro im Monat** zur Verfügung haben:

**20 Prozent**

Durchschnittsmiete für eine 40-Quadratmeter-Wohnung in München:

**440 Euro**



## Vom Leben auf der Straße

→ Mit der Obdachlosigkeit ist das so eine Sache. Obwohl es in jeder Stadt Menschen gibt, die auf der Straße leben, ist über die Ursachen und das Ausmaß erstaunlich wenig bekannt. Es fängt schon mal so an, dass es gar keine offizielle Statistik über die Anzahl der Wohnungslosen (so heißen sie im offiziellen Sprachgebrauch) in Deutschland gibt. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe schätzte ihre Zahl zuletzt auf 248.000. Allerdings bezieht sich das auf alle, die nicht über „mietvertraglich abgesicherten Wohnraum“ verfügen. Das schließt also auch Leute ein, die bei Verwandten leben oder in Heimen untergebracht sind. Tatsächlich auf der Straße leben laut Schätzung etwa 22.000 Menschen. Kompliziert wird es, wenn man sich ansieht, warum das so ist. Einen klassischen Weg in die Obdachlosigkeit gibt es nämlich nicht. Fest steht zwar, dass Armut ein wichtiger Faktor ist und etwa acht bis neun von zehn Obdachlosen Männer sind. Aber der eine schläft nur ein paar Tage im Freien, der andere mehr als zehn Jahre

lang. Bei Jugendlichen ist Streit mit den Eltern ein häufiger Auslöser dafür, dass sie von zu Hause weglaufen. Bei anderen ist Drogensucht, eine Scheidung oder eine psychische Krankheit der Grund. Manche sind zum Beispiel aufgrund einer Depression nicht mehr in der Lage, Entscheidungen zu treffen. Sie öffnen keine Rechnungen, Mahnungen und Briefe vom Amt mehr, häufen Mietschulden an und warten dann tatenlos auf den Tag, an dem ihre Wohnung zwangsgeräumt wird. Dabei müsste es eigentlich nicht so weit kommen. Auch Obdachlose haben Anspruch auf Sozialleistungen. Aber so einfach ist es in der Praxis leider nicht. Genauso wie es den klassischen Obdachlosen nicht gibt, hat auch niemand eine einfache Lösung für das Problem. Angebote wie Nachtsytle, Suppenküchen, kostenlose Arztprechstunden und Kleiderbörsen helfen zumindest, den Alltag auf der Straße erträglicher zu machen. Übrigens: Man kann niemanden zwingen, nicht auf der Straße zu übernachten. ←